

32] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Als er sich, eine Stunde zu früh, eingestellt hatte, fand er, daß sein Platz eine Loge war; nicht die vorderste, aber doch nahe der Bühne. Er war schon einmal im Dachvariété gewesen, und die Palmen, in deren Blättern Sterne angezündet wurden, überraschten ihn nicht weiter. Aber das Publikum, das so nach und nach den riesigen Saal oder vielmehr das Dach zu füllen begann, erregte Staunen in ihm, und später Entsetzen. Es war die reichste Gesellschaft der Stadt, in ausgefeiltester Toilette; die der Damen von Paris; die der Herren von London. Sämtliche Herren ohne Ausnahme waren im Frack.

Er kam sich vor wie ein Wurm in einem Ameisenhaufen. Mund um ihn her knallten die Champagnerpfropfen aus den Silberbehältern auf allen Tischen, und ihm war, als verfrachten ihn tausend Augen. In seiner Gürteltasche hatte er ein Zweidollarstück; das reichte nicht einmal zu einem Trinkgeld — nach dem Maßstab, in dem hier gegessen und getrunken wurde. Zweimal kam ein Saaldiener und verlangte sein Billett zu sehen. Mehrere Male deuteten Herren mit den Spazierstöcken zu ihm und seiner Loge herauf und erkundigten sich, ob sie tatsächlich besetzt sei. Zuletzt sah er, quer über das Parkett weg, Reuter, und in seiner Gesellschaft Mr. Roth, Gomez Bradford und mindestens ein Duzend andere bekannte Makler und Lebemänner. Er erschrak und versteckte sich hinter einer Portiere. Wenn man ihn hier entdeckte, so würde man denken, daß er die Frachtkasse des Kontors bestahl.

Ohne Genuß sah er das bunte Band der Vorstellung sich abrollen. Er hörte Regermelodien und Walzer, er sah geschmeidige Glieder, raschelnden Tüll, schwingende Trapeze, straffe Trikots und nacktes, rundes, weißes Fleisch. Das flackernde Licht des Kinetographen, die Laute der dressierten Tiere, der Geruch von Farbe, Sand und Sägespänen, von Blumen und Parfüm berührte nur oberflächlich sein Bewußtsein, das in einer Art Betäubung an der Mittelnummer des Programms hing. Aber als sie endlich kamen und in ihren fecken Kostümen, begrüßt von brausendem Jubel und einem Blumenregen, in dem von ihm nicht eine einzige Blume war, ihre gewagten Couplets sangen, war es eine Desillusion. Sie tanzten und zeigten ihre wohlgestalteten Körper; aber darüber hinaus ging ihre Leistung nicht. Es war lediglich das Fleisch, das hier bezahlt wurde.

Verstohlen hatte er in einem Winkel des schmalen Korridors — buchstäblich eine Dachrinne —, der zum Bühneneingang führte, gewartet. Es wimmelte von schwarzen Frackrücken, und Regerrungen trugen Bukette und Kränze mit Visitenkarten hinein. Schließlich schlich er sich während einer Akrobatennummer auf die Bühne, und im selben Augenblick kam Lilly heraus. Sie sah merkwürdig gereizt, fast böse aus, und sagte hastig:

— Wie bist Du denn angezogen? Du siehst ja aus wie ein Ladenschwengel an einem Feiertag! Hast Du keinen Frack? Und als Bendel vor diesem unerwarteten Ausbruch ganz gelähmt da stand, stampfte sie mit dem Fuß auf:

— Du bildest Dir doch nicht ein, daß Du in diesem Anzug mitkommen kannst zu einem Souper? Unter einer ganzen Gesellschaft in Eveningdress . . .

Aber als sie seine tief bestürzte Miene sah, die die Kränkung und Qual, die er in diesen wenigen Sekunden erlitten hatte, nicht verhehlen konnte, sagte sie in verändertem Ton:

— Helge — wir sehen uns morgen. Das ist auch viel besser. . . Was scheren mich all die Narren — diese Varieté-Johnnies! Das weißt Du auch. Aber es muß nun einmal sein. . . Komm nun, sei mein verständiger Junge. . .

Aber was sich in Bendels Antlitz widerspiegelte, und was die Handglocke auf sich bezog, war etwas ganz anderes, etwas, das ihn von Kindheit an verfolgt hatte. Es war die Qual der Armut. Es war das Gefühl, wie wenig doch im Grund das ganze Leben bedeutete, da alles einzig darauf ankam, wie auf oder wie schlecht die Latsche gefüllt war.

Seit diesem Abend hatte Helge Lilly oft abgeholt, hatte auch ein paarmal von einem verborgenen Platz aus ihre Nummer mit angesehen. An einem Sonntag hatten sie einen Spaziergang miteinander gemacht und in einem kleinen Vorstadtwirtshaus zu Mittag gegessen. Und da war das Verhältnis natürlich gewesen; aber nicht so, wie damals im Hotel. Jetzt waren sie zwei Landsleute, zwei Verwandte, ja, vielleicht Bruder und Schwester. Aber sogar unter dieser Form lauernden Steine des Anstoßes, und das Gespräch verstummte. Sie hatten brieflich alles ausgegeben, was erst viel später hätte kommen müssen, und nach dieser zur unrechten Zeit vergehenden Anstrengung empfanden sie beide dieselbe Unlust wie nach einer zwecklos durchwachten Nacht.

Im übrigen sah er nichts von ihnen. Fräulein Nilsson, die er einmal im Kabelaugen von Norden her traf, beklagte sich bitter. Nicht ein einziges Mal hatten Lilly und Elin sie aufgesucht. Und als sie von ihrem Mantelgeschäft aus antelephoniert hatte, war tags darauf ein Brief von den Schwestern gekommen mit einem Varietésillet. Sie schrieben, sie wären immerfort in Anspruch genommen, Tag und Nacht, und es täte ihnen selbst leid, aber es wäre notwendig, um ihren Ruf in Chicago zu befestigen. Später wollten sie sich dann Ruhe gönnen — vielleicht nach Hause reisen. Sie sollte ihnen nicht böse sein. . .

— Sie festen sich zu Tode, das kommt dabei heraus! hatte die Probiermamsell in indigniertem Spanisch geschlossen.

Heute abend wartete Helge nun zum letztenmal. Jeden Abend hatte er sich das vorgekündigt, während er sie zum Hotel begleitete, um am Portal verabschiedet zu werden. Aber heute würde er es Lilly sagen, und dann sollte diese Maskerade, in der er, wie gewöhnlich, bloß der Zuschauer war, für ihn ein Ende haben.

— Platz! Platz! riefen noch immer Türhüter und Schutleute, während die Lichtreklamen des Gebäudes aufflammten und erloschen, leuchteten und erstarben und aufs neue wieder auflebten und ihre Lichter und Schatten beständig über die bleichen Gesichter der Menge wechseln ließen. Zu allerhöchst schimmerte ein Sternenzweig um den Dachgarten, wo das Variété lag.

— Jetzt ist der zweite Teil vorüber, rief jemand. Das Gedränge verminderte sich. Die Dittkörbe kamen leer vom zweieundzwanzigsten Stockwerk herunter.

Helge fuhr zusammen. Aus dem Mosaikeneingang sah er den kleinen McKenzie, in Schwarz und Weiß, wie eine Schattenpfeilfigur, unter dem Bogenlampenschein einherkommen. Am Arm hatte er ein in einen weißen Abendmantel gehülltes Ballettkind; der Schwanenpelzbesatz war hoch emporgerafft über hellblauseidenen Strümpfen, die so dünn waren, daß die goldene Kette am linken Knöchel durchschimmerte. Es war gerade Mode, diese Fußbänder, und statt eines Armbands schenkte der intimste Freund eine juwelenbesetzte Kette, deren heimliches Versteck der Fußknöchel war. Mit einem Rächeln dachte Helge daran, wie Lilly ungeduldig gesagt hatte, sie könne doch nicht zwanzig tragen.

Der Schotte, der in dem starken Licht aussah, als hätte er sein Gesicht mit Mehl gepudert, half seiner Dame in ein Cab und flüsterte dem Kutcher eine Adresse zu. . . Jetzt konnte es nicht mehr lange dauern; denn die Ballettnummer kam gleich hinter den Handglocken, und Helge sah, wie immer mehr der kleinen Lanzbögel mit eisernen oder blasierten Kavaliere aus den Ditts flogen. Und richtig — da kamen sie beide, Lilly und Willie.

Er sah nach der erleuchteten Uhrscheibe an der Ecke. Seine eigene billige Elginuhr, die zum Versehen nicht wertvoll genug war, hatte er eines Tages, als er einen Dollar brauchte, an Burke verkauft. Es war halb zehn.

— Wir gehen nach Hause, sagte Lilly. Ich habe Kopfschmerzen und gehe heute nicht aus. Wenn Du lieb bist, darfst Du eine Stunde bleiben. Ich nehme ein Pulver und lege mich, und Du setzt Dich neben mein Bett und hältst meine Hand!

Er lachte. Die Kopfschmerzen, von denen sie sprach, waren recht launischer Art. Sie kamen und verschwanden ganz plötzlich, und kein Pulver oder Rezept half dagegen. Sie hatte erzählt, daß die berühmtesten ausländischen Ärzte ihr die verschiedensten Mittel angegeben hätten, aber ohne Erfolg.

Es ist die Strafe für mein Leben, hatte sie ein bißchen wehmützig hinzugefügt.

— Ich geh' auch nach Hause, sagte Willie.

Sie sah frisch und unverdorben aus, und alle ihre Wangenröthen lachten. Als starke Schminke der Augenwimpern hob sich aber doch seltsam ab von den hellen Brauen und dem blonden Stirnhaar.

— Wollen wir fahren, fragte Selge, während ein Schutzmann sie über die Straße geleitete.

— Nein, nein, ich will gehen. Es war gar keine Lust da droben heut' abend.

Und die Fanchettis schnupperten mit geweiteten Nasenlöchern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sonnenwirt-Dichter.

Von Hermann Kurz, dem letzten der fünf Bedeutenden in deutscher Kunst, die das Jahr 1813 geboren hat, ist die Rede. Sie sind alle fünf Menschen gewesen, die das Leben hart hernahm, ihr Weg führte durch dornige Verhaue, und nur zweien gelang es, ihn zu Ende zu schreiten, ins Freie: Heibel und Wagner. Aber Otto Ludwig, Georg Büchner und nun Hermann Kurz haben das Märtyrerdasein voll auf sich nehmen müssen. Und die Tage, wo die Werke der Fünf den Sieg errangen, hat gar nur einer groß heraufkommen sehen. Sie waren alle das Opfer ihres Jahrhundertis, in dem sich soziale Unreife und politische Unduldsamkeit dem Neuen in einem Bündnis von Gleichgültigkeit und Todfeindschaft entgegenstellten. Das hat auch der Neutlinger Hermann Kurz, der prächtige schwäbische Erzähler, erfahren. Am 30. November 1818 war er geboren, und er starb 1873, zwar als ein Sechziger, aber doch schon seit einer Reihe von Jahren verbraucht.

Mit drei Namen läßt sich von außen her seine Art bezeichnen, aus dem Verkehrskreise her. Er war der Schüler Uhlands, der den Dichter zeitig in ihm erkannte, er war der Freund von Ludwig Pfau, der in der Märzjahrzeit und später in seinem Hause immer ein sicheres Asyl fand, und zu den Freunden, die bei ihm aus und eingingen, gehörte in den sechziger Jahren auch der Tübinger Student Edouard Paillant, der spätere Kommune-Kämpfer, unser französischer Genosse. Hermann Kurz war, was diese Namen sagen: ein aufrechter, zäher Demokrat, der durch sein Handeln bewiesen hat, was der Kern seines Wesens war: Kraft, die als klare Tat ins Leben wollte.

Zwei große Romanwerke bezeichnen die Höhe seines dichterischen Wollens. Beide wurzeln in der Begeisterung seiner Jugend, und ihr Werden begleitete ihn tief in sein Leben hinein. Er gab darin die beste Lust seines Lebens, das Immerste seines Wesens, den eigenen Charakter. Die Helden beider Werke sind Menschen, die mit der Widrigkeit einer hemmenden, kleinlichen, engen Umwelt ringen. In dem Roman „Schillers Heimatjahre“ sind zwei starke Naturen in solchem Kampfe geschildert: der Herzog Karl, der sich von dieser Umwelt nicht frei machen kann und moralisch darin verkrüppelt, und Schiller, der den Damm flüchtend abwirft und so den freien Weg zur Größe gewinnt. In dem Räuberroman „Der Sonnenwirt“ aber ist der Held ein wilder, im Grunde jedoch guter Kerl, der an der blöden Starrheit und Schleichigkeit der Umwelt verdirbt. Nach diesem tragischen Roman, geschöpft aus Ereignissen der württembergischen Geschichte, muß Kurz benannt werden. Denn mehr als ein anderes seiner Werke ist dieses berufen, sein Schaffen lebendig weiterzutragen.

Mit Schillers Heimatjahre legte der Dichter an, und der Tragik seines Lebens wurde mit diesem Werke der Grundstein gelegt. Der Cotta'sche Verlag ermunterte ihn anfangs, sich dem Werke hinzugeben, und er wagte es, die Theologie hinter sich zu werfen und dem Dichter das ersehnte Recht zu geben, aber als der Roman vollendet war, lehnte Cotta den Verlag dennoch ab. Cotta erkannte die Bedeutung der Arbeit durchaus an, aber an der Zeichnung des württembergischen Herzogs nahm er Anstoß. Sie war ihm — nicht loyal genug, er verzichtete also aus „Höflichkeitsbedenken“. Kurz mußte den gezahlten Vorschuß zurückerstatten und sein Werk erschien in einem Verlage, der dem Buche keine Verbreitung verschaffen konnte und der dem Dichter überdies das vereinbarte Honorar schuldig blieb.

Die gründlichen historischen Studien, die dieser Roman erfordern hatte, führten den Dichter auch an den Sonnenwirt-Stoff heran. Vollenbet wurde dieses zweite große bedeutendste Werk in einer Zeit des Darbens, die sich angeschlossen an eine Zeit hingebenden Wirkens in den Zeiten der achtundvierziger Bewegung. Kurz war in die Redaktion eines kleinen politischen Blattes, des oppositionellen „Neobachters“, eingetreten und ließ, der Forderung des Tages mit ganzer Kraft gehorchend, die dichterischen Pläne in zweite Linie rücken. Er war aus anderem Holze als sein Freund Eduard Mörike, den kein Sturm aus dem behaglichen Hinleben in dem Idyll von Cleverfußbach aufschrecken konnte. Die neue Zeit zerriß sogar diese Freundschaft. Solche Kurz, des Dichters Tochter, erzählt, wie ihr Vater in den stürmischen Tagen mit Mörike in Stuttgart zusammentraf: Hermann Kurz im ersten Feuer seiner

politischen Tätigkeit begrüßte den Freund mit den Gedanken der neuen Zeit auf den Lippen, Mörike, der Unpolitische, Zeitlose, äußerte sich kühl und ablehnend, und es scheint sich nun zwischen der jugendlichen Begeisterung und der Skepsis des kühleren Alters eine Szene entsponnen zu haben wie zwischen Tasso und Antonio, nur ohne persönliches Motiv. Nach einer unverbürgten Lieberlieferung hätte Mörikes Verbottheit endlich den anderen zu dem fassungslosen Ausruf getrieben: „Wer heute keine Partei ergreift, von dem heißt es: Pfui über dich Duden hinter dem Dien“. Kurz hat über die Form des Bruchs nie gesprochen, aber er hat als schwäbischer Volksparteiler so temperamentvoll gehandelt, wie dies Wort, das er zu Mörike gesprochen haben soll, gestimmt ist. Auf Uhlands Wegen gewachsen, forderte er einen Staat des Rechtes, der aus dem Volke heraus seine Geradheit und Festigkeit und bürgerliche Wohlfahrtskraft erhalten sollte. Und er hat die Leiden des Volkspolitikers jener Jahre durchgestoßen. Spät erst — im Beginn der sechziger Jahre — wurde ihm ein schmales, gesichertes Brot zu teil: als man ihm das Pöfchen eines Bibliothekars an der Tübinger Universität übertrug: ein kupferner Heller für das reiche Gold, das seine in Stoff und Sprache echt schwäbische Art in all den großen und kleinen Erzählungen seines Schaffens gegeben hatte.

Wie seine dichterische Art, die auf realistische Lebendigkeit ausging und damit, zumal auch in der Behandlung historischer Stoffe, auf neue Wege trat, beschaffen war, läßt sich mit eigenen Worten sagen. In dem Schillerroman schrieb Kurz: „Es ist die schönste Aufgabe der Poesie, den Menschen über sich selbst zu erheben, das Wahre in der Wirklichkeit aus dem mannigfaltigen Schein herauszulösen und das schwanfende, verworrene Dasein auf das ruhige Maß der Schönheit zurückzuführen. . . . Jeder vollendete Dichter wird ihn einschlagen, und wenn seine Zeit, mit ihrer Not und ihren Leidenschaften im Gebränge, nicht Zeit hat, auf ihn zu hören, so werden die folgenden Geschlechter mit dankbarer Vergütung zu ihm zurückkehren; denn nichts Echtes kann auf die Dauer verloren sein. Was aber das Wohl und Wehe seiner Zeit im Herzen bewegt, ihren ganzen Zwiespalt ungelöst ausdrückt, der herben Gegenwart ihr herbes Bild im Spiegel zeigt und mit der Stimme von Tausenden und Abertausenden redet, dem wird im gleichen Augenblick ein tausendstimmiges Echo des Beifalls entgegenklingen. Ein Tag wird ihm vollere Kränze bringen, als jener sich in Jahrhunderten erwirbt, und auch die Späteren werden ihm seinen unbefruchteten Platz unter den Vätern der Geschichte zugestehen. Sein Dichterkranz vielleicht wird wekl auf die Nachwelt kommen, aber der mächtigste von allen Herrschern, der so reich belohnt, weil er nur einmal lohnen kann, der Augenblick, hat ihm gebuhldigt.“

Der Dichterkranz, den Hermann Kurz inmitten starker Kämpfe voll treuen Ausdauer in der Werkstatt, wo die Hämmer der Volkspolitik aufs Eisen schlugen, erwart, er ist nicht wekl auf die Nachwelt gekommen: seit zehn Jahren scheint er erst zur rechten grünen Frische zu gelangen. Wir wollen Hermann Kurz zu unseren besten Volksdichtern zählen.

Die dichterischen Werke Hermann Kurz' können heute in wohlfeilen Ausgaben gekauft werden. Eine gute Gesamtausgabe der Gedichte, Romane und Novellen bearbeitete Hermann Fischer für den Klassikerverlag Hesse u. Weller in Leipzig, wo das Wertvollste auch in billigen Einzelheften erschienen ist, einiges auch bei Reclam, darunter die vortreffliche Erzählung „Die beiden Tubus“. Politisches ist in der Fischerschen Ausgabe leider nicht aufgenommen. Auf den Abdruck der Schrift von 1845: „Die Fragen der Gegenwart und das freie Wort, Abstimmung eines Poeten in politischen Angelegenheiten“ hätte des Charakterbildes wegen nicht verzichtet werden sollen. Solche Kurz hat vor einigen Jahren die Lebensgeschichte ihres Vaters geschrieben, die im Verlage Georg Müller, München, erschien.

Sergeant Schuftick.

Eine Erinnerung an die Soldatenzeit von E. Schubert.

Ein feiner Regen rieselte herab und hüllte den Kasernenhof in nebeliges Grau. Einzelne Windstöße versingen sich in den Lichtluken des Pferdestalles und vollführten ein knatterndes Geräusch, dazwischen erklang in verschiedenen Tonlagen das Geklirr der Galsterketten der Pferde.

Im Stall war es mollig warm. Mit einer Blechmulde in den Händen ging die Stallwache auf dem Stallgang auf und ab, um die Abgänge der Pferde aufzufangen. Das war militärische Vorschrift, damit die Streu immer sauber blieb. Von der Stalltür her ertönten einige kurz hervorgestoßene Kommandoworte: „Salt weggetreten!“ und etwa 15 bis 20 Mann, die Fahrer der Batterie, stampften in den Stall, dem eintönigen Stallbild ein lebhafteres Gepräge verleihend. Den Beschluß machte der Sergeant Schuftick, ein mittelgroßer, stark unterlegter Mensch mit rötlichem Haar und Schnurbart. Die wasserblauen Augen lagen unter den vorpringenden Stirnbogen tief vergaber und hoben sich meckwürdig von den robusten Zügen des vor Sommerprossen besäeten Gesichtes ab.

In Ostelbigen geeigneten Gefilden hatte Schuftick das Licht der Welt erblickt. Als Sohn eines Zieglers hatte er bis zum zwanzigsten Jahre sein Leben in einer Ziegelei verbracht, war unter seinen

Kollegen einer der Höchsten gewesen — und trug jetzt die Abzeichen als Sergeant und Futtermeister der Feldartillerie. Sein Ehrgeiz war immer gewesen, dereinst Befehlen zu können, Menschen um sich zu haben, die auf seinen Wink gehorchten. Das Leben eines Unteroffiziers war ihm immer wie das eines kleinen Königs erschienen, und jetzt hatte er sein Ziel erreicht. Nach unten hin von rücksichtsloser Brutalität, nach oben kriegend und ein steter Denunziant auch seiner Unteroffizierskollegen, war er einer der schlimmsten Menschenkinder in Unteroffiziersrod.

Nicht seine Befähigung, sondern Streberei hatte ihm den Posten als Futtermeister der Batterie eingetragen; als solcher waren ihm die Pferdewärter und Fahrer der Batterie vollständig ausgeliefert. Nur wenige Mann, die gleich ihm charakterlos waren, standen bei ihm in Ansehen. Wer auf jeden Wink von ihm herbeigeprungen kam und ihm zu schmeicheln verstand, war in seinen Augen ein tüchtiger Soldat und wurde auch gelegentlich beim Hauptmann in ein helles Licht gerückt. Dazu war Schustid auch feig.

Es gab einige Mann in der Batterie, die seinen Quälereien beharrlichen passiven Widerstand entgegensetzten und auch sofort Meldung erstattet haben würden, wenn sich Schustid an ihnen vergreifen hätte. Dieser in ein gewisses System gelleidete Widerstand kam auch den anderen mit zugute. Eine andere Form der Abwehr war nicht möglich. Gewöhnliche Beschwerden beim Hauptmann wären nutzlos gewesen und hätten die Lage des Beschwerdeführers nur noch verschlimmert. Um dieses Menschen willen sich unglücklich zu machen, fiel keinem von uns ein.

Nur mit unfähigem Widerwillen denke ich an diesen Menschen. Um ein Haar — und er hätte mir mein Leben zertrümmert.

Infolge des strömenden Regens war der Fußdienst auf dem Kasernenhofe an diesem Nachmittage unmöglich geworden, und die übrige Zeit sollte im Stall mit Instruktion über Pferdewartung ausgefüllt werden. Bei dieser Gelegenheit verübte Schustid immer seine schlimmsten Quälereien an uns.

Alle, die auf seine meist konfuse Fragen nicht die richtige Antwort geben konnten, ließ er Kniebeuge machen und die Stallgasse auf und ab laufen bis zur Erschöpfung. Bei diesen Quälereien wurde folgende Form der Abwehr geübt: Man markierte nach Verlauf einer kurzen Zeit Schwäche, fiel bei Kniebeuge um oder konnte beim Laufen plötzlich nicht mehr weiter. Daß diese Art der Abwehr schwere Gefahren in sich barg und nur von Einzelnen unternommen werden konnte, ergab sich von selbst, übte aber zuweilen eine gute Wirkung auf die Gesamtheit aus.

An diesem Tage hatte sich Schustid einen besonders verwerflichen Trick mit mir ausgedenkt. Er wollte meine körperliche Standhaftigkeit auf die Probe stellen und mich als Simulant entlarven.

Plötzlich befahl er mir aus ganz nichtiger Ursache, vor dem Stand des „Zar“, eines als Schläger bekannten jungen Pferdes, Kniebeuge zu machen mit dem Rücken nach dem Pferde zu. Ich leistete dem Befehl Folge, durchschaute aber sofort, was der Mensch mit mir vor hatte. Eine teuflische Freude malte sich auf dem Gesicht Schustids, als ich hart hinter dem „Zar“ in Kniebeuge stand.

„Jetzt falle man!“ höhnte er. Nun wußte ich genau, worauf es hinaus lief. Auf den Gesichtern meiner in zwei Gliedern vor mir stehenden Kameraden malte sich lautlose Spannung. Hier mußte etwas geschehen. Ein jeder fühlte es. Dieser Menschenkinder durfte nicht triumphieren, und wenn es um Tod und Leben ging. Auch ohne daß der „Zar“ besonders gereizt wurde, konnte er jeden Augenblick hinten anschlagen und mich schwer verletzen; vorläufig dachte er aber nicht daran, sondern suchte auf der Krippe liegende Heureste zusammen.

Da über diesen Vorgang Jahre vergangen sind, vermag ich über meine Empfindungen in jenen Augenblicken nicht mehr Rechenschaft abzulegen. Es mag wohl eine ungestüme Aufwallung von Wut und ein riesiger Troß gewesen sein, das mich in jenen Augenblicken das tun ließ, was mir das Leben kosten konnte. Dieser Mensch durfte nicht über mich triumphieren und wenn ich zehnmal zu Grunde ging oder ein Krüppel wurde. Das mag wohl in jenen Augenblicken meine Stimmung gewesen sein.

Ich hatte schon längere Zeit in Kniebeuge zugebracht und meine Beine begannen zu zittern. Ueber das Gesicht des Menschenkinders zügte ein teuflisches Grinsen. Jetzt hast du ihn, mochte er denken.

Plötzlich wankte ich und fiel rücklings in den Stand des „Zar“. Die rauhen Haare des Pferdeshweifes berührten meinen Nacken, im Rücken fühlte ich die knöchigen Teile des Sprunggelenkes des Pferdes und dann fiel ich auf die Streu. Im Moment des Hinfallens sprang das Pferd vor und zog die Hinterbeine ein wie beim Galoppirung. Dann trat es schraubend zur Seite und wandte den Kopf um nach mir. Offenbar war das Tier auf das festigste erschrocken und vergaß dabei die Unart des Anschlagens. Das alles ging blitzschnell vor sich.

Als ich rücklings in den Stand fiel, nahm das Gesicht des Futtermeisters plötzlich eine gelbgrüne Färbung an, er stand da, unfähig einen Laut hervorzubringen oder eine Bewegung zu machen. Einzelne meiner Kameraden stießen Aufe des Schreckens aus; denn jeder glaubte, daß mir der „Zar“ im nächsten Augenblick mit einem Hufschlag den Schädel zerquetschen würde. Aber nichts dergleichen geschah. Das Tier hatte sich, soweit es die

Kette zuließ, quer in den Stand gestellt und schraubte weiter. Vielleicht empfand das sonst so ungestüme Tier Mitleid mit einem gequälten Menschen!

Als sich die Spannung einigermaßen gelöst hatte, sprang ein Einjährig-Freiwilliger — es war ein Theologe — hinzu und zog mich aus dem Bereich von des Pferdes Hufschlägen.

Raum lag ich auf der Stallgasse, als sich der „Zar“ wieder auf seine Wildheit besann, denn zwei bis dreimal piffen seine gelenkten Hinterbeine über mich hinweg, ohne daß mich die Hufe hätten berühren können. Auch jetzt fand Schustid noch keine Worte. Ich lag regungslos da. Er stierte mich an; ich wußte nicht, ob es Haß oder Furcht war, was aus seinen Augen glühte. Endlich löste sich die Spannung und mit dumpfer Stimme befahl er: „Schafft ihn weg! Schafft ihn weg!“ Dann verließ er den Stall und vergaß für diesmal, die Instruktionsstunde fortzusetzen.

Ich wurde auf die Stallprüfste getragen. Von meinen Kameraden sprach keiner ein Wort zu mir. Alle fühlten, daß sich hier ein Stück menschlicher Tragödie abgespielt und ich mein Leben für sie alle aufs Spiel gesetzt hatte, um einen Menschen, dem wir willenlose Werkzeuge sein mußten, zur Vernunft zu bringen. Ich hatte an diesem Tage über Schustid einen entscheidenden Sieg errungen. Von jetzt ab fürchtete er sich vor mir. Ob er mich für einen Simulanten hielt, weiß ich nicht; er ging mir aus dem Wege, und eine Zeitlang schien es wirklich, als existierte ich nicht mehr für ihn.

Ich hatte aber im ganzen durch diesen Vorgang doch nicht viel gewonnen. Denn von jetzt ab kamen alle gegen Schustid verübten Streiche auf mein Konto. So hatte er eines Tages sein Schlüsselbund in der Tür des Futterraumes steden lassen. Die Schlüssel verschwanden auf Nimmerwiedersehen in der Dümmergrube. Obwohl ich an diesen und ähnlichen Streichen unschuldig war, fiel der Verdacht der Täterschaft auf mich, und ich hatte kein Mittel, mich dagegen zu wehren.

Nach beherrschte in dieser grauenvollen Zeit immer nur der eine Gedanke, den Kopf hoch zu halten, koste es was es wolle. Mir durch das un menschliche System der Kasernenkultur mein Leben zerbrechen zu lassen, dafür hielt ich es doch für zu wertvoll. Ich ertrug alles mit Gleichmut und eine unendliche Verstoßtheit ergriff mein Wesen. Arreststrafen und Nachherzereien wechselten miteinander ab, und es kam soweit, daß sich einige meiner Kameraden, da sie unter meiner „Führung“ mitzuleiden hatten, widerwillig gegen mich wandten. Das schmerzte mich tief und oft war ich der Verzweiflung nahe. Gedanken an Selbstmord und Desertion kamen mir stündlich. So oder so mußte es ein Ende nehmen. Aber immer, wenn es zum schlimmsten kommen wollte, schredte mich die Erinnerung an meine Mutter von dem Neupfer zurück. Wäre die nicht gewesen, hätte ich dem qualvollen Zustand irgendwie ein Ende bereitet.

Eines Tages hatte es mich ganz hart angepaßt. Es war wieder ein regnerischer trüber Tag. Der Regen plätschte auf dem Kasernenhofe und in der Dachrinne vollführte das abfließende Wasser ein eintöniges Geräusch. Ich ging wie geistesabwesend herum. Am Tage zuvor hatte ich wieder eine dreitägige Arreststrafe verbüßt, die auf eine Meldung Schustids hin aus ganz nichtigen Gründen über mich verhängt worden war. Nachmittags rühten wir zum Revolverziehen aus. Jeder Mann hatte sechs scharfe Patronen bei sich, die nach der Scheibe verfeuert werden mußten. Da reiste in mir der feste Entschluß, Schustid zu erschließen. Ein un widerstehliches Gefühl trieb mich: du mußt es tun! Daß ich selber dabei zu Grunde gehen würde, war mir ganz gleich. Dampf toste es mir im Kopfe, und alle Gegenstände vor meinen Augen verschwammen. Meine Kehle war trocken, und immer mußte ich schlucken, wie wenn ich tränke.

Jeder Mann mußte einzeln aus dem Gliede treten, die vorchriftsmäßigen Bewegungen des Ladens und des Abfeuerns der Waffe vornehmen. Schustid stand dabei als Schießeiter und notierte die Schießresultate.

Ich wurde aufgerufen und trat vor. Jetzt mußte es geschehen, wenn es überhaupt geschehen sollte. Eine schnelle Halbrechtswendung, Heben der geladenen Waffe, Losdrücken und das Geschloß der großkalibrigen Waffe hätte Schustid den Schädel zerissen.

Es geschah nicht. Denn vor meine brennenden Augen trat plötzlich ein wunderbares Bild. Ungerufen war es gekommen, um mich von einem Verbrechen zurückzuhalten: Meine Mutter! Ihre Augen waren in Todesangst auf mich gerichtet und stehend schienen sie zu sagen: Tu es nicht! Tu es nicht! Ich sah nichts anderes mehr, ich sah nur sie. Nein, um meiner Mutter willen durfte ich es nicht tun. Es wäre ja doch ein Mord gewesen, wenn ich abgedrückt hätte. Allein um ihretwillen durfte ich es nicht tun, mußte ich stark bleiben, mochte kommen, was da wollte; denn ich war ja ihr Ernährer.

Alles vor mir erhielt ein anderes Bild. Ich sah im Hintergrund die graue Leinwandstehle. Haarscharf zeichneten sich die schwarzen Ringe daran ab. Ringsum der Wald und darüber die Luft voll stinkenden Nebels. Mechanisch knallten meine sechs Revolverschüsse hinaus und rissen Löcher in diese Nebelhülle, die Scheibe traf keiner.

„Schlappschwanz, elender! Weg!“ Unfähig widerwärtig klangen diese Worte aus dem Munde meines Peinigers. Ich trat wieder in Reih und Glied und befestigte mit zitternden Händen

meine Waffe in der Revolvertasche. Die furchtbare Spannung war von mir gewichen und die Besinnung zurückgekehrt. Ich hatte mich wieder gefunden.

Es gibt Ereignisse im Leben, die sich mit nie verwischender Schärfe dem Gedächtnis eingraben. Jahre gehen darüber hin, aber die Bilder bleiben haften, als wären sie gestern an den Augen vorbeigezogen.

flüssige Kohle.

Wieder einmal ist der Wissenschaft, und zwar einem deutschen Forscher, eine jener großen Entdeckungen geglückt, die über den Rahmen der Einzelforschung hinausgehen und von weittragender Bedeutung sind. Das Problem der Schmelzbarkeit des Kohlenstoffs galt bisher als unlösbar; alle Versuche, die in dieser Richtung gemacht worden sind, schlugen fehl, und die Physik betrachtete infolgedessen den Kohlenstoff seit langem überhaupt als unschmelzbar. Nun ist es Professor Lummer in Breslau gelungen, in einer Bogenlampe von 220 Volt Kohlenstoff in flüssigen Zustand zu überführen. Diese Entdeckung eröffnet ganz neue Ausblicke und ungeahnte Möglichkeiten.

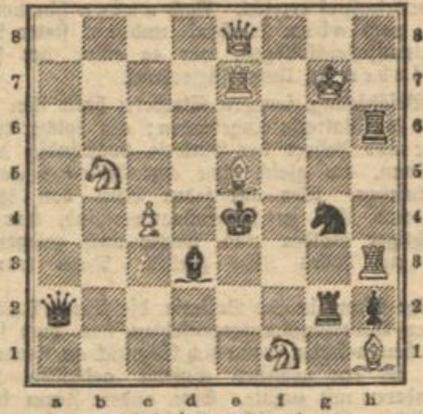
Kohlenstoff ist bekanntlich ein nichtmetallisches Element, ein Gemisch einfacher Körper, der in drei Modifikationen auftritt. Zwei davon kommen in der Natur in freiem Zustande vor, und zwar kristallisiert als Diamant und als Graphit. Die Diamantkristalle sind, wie man weiß, teils farblos, teils farbig, entweder ganz durchsichtig oder doch durchscheinend. Der kristallinische Graphit dagegen ist stets undurchsichtig und schwarz. In einer dritten Modifikation kommt der Kohlenstoff amorph (unregelmäßig angeordnet) als Kohle rein in der Natur frei nicht vor; er kann nur künstlich hergestellt werden. Die Ueberführung von Kohle in reinen Kohlenstoff ist sogar äußerst schwierig. Die wertvollste, weil in der Natur seltenste Form des Kohlenstoffes bildet die im regulären System kristallisierte Form, die wir als Diamant kennen. Begreiflicherweise hat man seit der Erkennung des chemischen Charakters des Diamanten mit größter Hartnäckigkeit versucht, diese wertvollste Modifikation aus den beiden anderen herzustellen; aber wenn diese Versuche theoretisch in neuerer Zeit auch zum Ziele geführt haben, so ist das Problem doch noch für die Praxis als ungelöst zu betrachten. Denn die erzielten Diamantkristalle waren nicht nur so winzig klein, daß mit ihnen nichts anzufangen war, ihre Gewinnung war auch weit kostspieliger als der natürliche Diamant selbst. Der Entdecker des Verfahrens zur Herstellung künstlicher Diamanten war der berühmte französische Chemiker Moissan. Namentlich er war es, der, um zu seinem Ziele zu gelangen, umfangreiche Versuche anstellte, um den Kohlenstoff zum Schmelzen zu bringen. Er wendete dazu Ströme bis zu 2000 Ampere und Temperaturen von mehr als 3000 Grad Celsius an, fand aber kein Resultat und glaubte damit bewiesen zu haben, daß der Kohlenstoff eben überhaupt unschmelzbar sei. Auch Professor D. Lehmann in Karlsruhe kam zu diesem Ergebnis gelegentlich von Versuchen, die er vor etwa 20 Jahren angestellt hat.

Nun ist es eigenartig, daß schon vor rund 65 Jahren die physikalische Welt durch die Behauptung überrascht worden war, der Kohlenstoff lasse sich verflüssigen. Es war der französische Physiker César Despretz, der im Jahre 1849 mehrfach Vorträge in der Akademie gehalten hatte, in denen er behauptete, beim Arbeiten mit Kohlenstoff einen Schmelzprozeß wahrgenommen zu haben. Von anderer Seite wurde das bestritten, und da es später auch nicht wieder gelang, das Experiment zu wiederholen, so galt seine Behauptung schließlich als das Resultat einer irrigen Wahrnehmung und als abgetan, namentlich seit Moissons Versuchen.

Der Umstand, daß Professor Lummer bei dem Schmelzprozeß der Kohle als Siedeprodukt Graphit erhalten hat, bietet den unmittelbaren Beweis dafür, daß es sich tatsächlich bei dem Schmelzprozeß um reinen Kohlenstoff und nicht etwa um Zusatzbestandteile der Kohle handelte. Bisher gewann man Graphit auf künstlichem Wege unter anderem durch die Lösung von Kohlenstoff in schmelzendem Eisen, wobei beim Erkalten kristallinischer Graphit entsteht. Dieser bisher natürlich gleichfalls als unschmelzbar bekannt, wird sich nunmehr sicherlich auch verflüssigen lassen, und Professor Lummer denkt ja sogar daran, auch den Diamanten auf die gleiche Methode zu verflüssigen. Inwieweit das neue Verfahren nach der erforderlichen technischen Durchbildung geeignet ist, der Methode zur Herstellung künstlicher Diamanten neue Wege zu bahnen, ist vorläufig nicht abzusehen. Es ist ja überhaupt sehr fraglich, ob man dabei mit flüssigem Kohlenstoff weiter kommt als bisher. Und so lange über die Lummersche Entdeckung genaue Einzelheiten nicht vorliegen, läßt sich in dieser Hinsicht nicht einmal eine Vermutung aussprechen. Sicherlich dürfte man aber im Laufe der Zeit für die technische Herstellung von Kohleprodukten die neue Erfindung nutzbar machen können. Vielleicht wird man dabei dann auf die Hinzuführung von Bindemitteln zur Pressung verzichten und zum Beispiel Kohlenstifte künstlich gießen statt pressen. Es darf auch nicht vergessen werden, daß die gesamte Heizung und Beleuchtung vom Kohlenstoff und seinen verschiedenen Erscheinungsformen untrennbar ist. Eine nicht zu ferne Zukunft vermag möglicherweise auch hier der Technik neue Wege zu weisen und die flüssige Kohle zu einem bedeutungsvollen Faktor zu gestalten.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Unser Turnier: Motto „Rebellion“.
a b c d e f g h



2+ (99-89Q 1)

Nachstehend die zwei letzten, am 18. und 19. November gespielten, Berliner Partien Capablanca gegen Mieses.

Skandinavisch in der Vorderhand.

- | | |
|---------------------------|--------------------------------|
| J. Mieses. | J. Capablanca. |
| 1. e2-e4, e7-e5; 2. d2-d4 | 2... e5xd4; 3. Dd1xd4, Sb8-c6; |
| 4. Dd4-e3. | 4. ... Sg8-f6! |
| 5. Sb1-c3 | 5. ... Lf8-b4 |

Vorschlager ist: 5. ... Le7! g. B. 6. Ld2, e5! Oder 6. Lc4, 0-0; 7. Ld2, Sg4; 8. Dg3? e5 nebst ev. Lh4 zc.

- | | |
|-----------|--------|
| 6. Lc1-d2 | 0-0 |
| 7. 0-0-0 | Tf8-e8 |
| 8. De8-g3 | ... |

Eine beachtenswerte Neuierung. 9. Sc3xe4 Te8xe4 10. Ld2-lf4! Dd8-f6?

- | | |
|----------------------------|----------------------------------|
| 11. Sg1-h3 | 11. Lxc7, d6; 12. Lxd6?; Tg4 zc. |
| 11. ... d7-d6 | 12. Lf1-d3 |
| 12. Lf1-d3 | So6-d4 |
| 12. ... Te8; 13. Lg5, De6; | 13. Lf4-e3! Lc8-g4 |

- | | |
|-------------|---------|
| 14. Sd3-g5! | Te4xe3 |
| 15. Dg3-g4! | Sd4-e2f |
| 16. Ld3xe2 | Te8xe2 |
| 17. Sg5-e4! | Te2xe4 |
| 18. Dg4-e4 | Df6-g5f |
| 19. f2-f4 | Dg5-h5 |
| 20. c2-c3 | Lb4-c5 |
| 21. Th1-e1 | Db5-c6 |
| 22. Td1-d5 | De6-d7 |
| 23. f4-f5 | ... |

Stärker De7 oder Th5.

Damenbauerneröffnung.

- (Weiß — J. Capablanca, Schwarz — R. Teichmann.) 1. d2-d4, d7-d5; 2. Sg1-f3, Sg8-f6 (cb!) 3. e2-c4, e7-e6 (cb!) 4. Lc1-g5 (Sc3!) 4. ... Lf8-e7 (In Betracht kommt: 4. ... h6; 5. Lh4, g5; 6. Lg3, Se4; z. B. 7. De2, Sc6, drohend h6-h5 oder g5-g4) 5. Sb1-c3, Sb8-d7; 6. e8, 0-0; 7. Te1, b6; 8. cxd5, exd5; 9. Lb5 (Ld3), 9. ... Lb7; 10. 0-0, a6; 11. La4, Te9; 12. De2, c5 (zu erwägen: b5! nebst Se4, um einseitigen dem Gegner das Feld d4 für den Springer und die d-Reihe für den Turm nicht zu befreien. 13. dxc5, Sxc5; 14. Tfd1, SxL; 15. SxS, b5 (In Betracht kam Txd1); 16. Txd1, Dxd1; 17. Sc3, De4 (Besser Df6 oder Td8); 18. Sd4!, Dxd; 19. Sc3xe2, Te8; 20. Sf5, Kf8; 21. SxL, KxS; 22. Sd4, g6? (verhältnismäßig besser: Te7; Sf5; Kf8; LxS, gxL; Sd4, Le8 zc.; 23. f3, h6!; 24. Lxb6, Sd7; 25. h4, Sc5; 26. Lf4, Se6; 27. SxS, KxS; 28. Td2, Th8; 29. Te2, Te8; 30. Txd1, LxT; 31. Kf2, d4?; 32. exd4, Kd5; 33. Ke3, Le6; 34. Kd3, Ke6; 35. a3, Lc4; 36. Ke3, Le6; 37. Lh6, Kd5; 38. Lg7, Aufgegeben. (z. B.: 38. ... Kc4; 39. Kf4 nebst Kg5 oder Ke5 und g2-g4 mit h4-h5 zc.))

- | | | |
|------------------------------------|------------|------------|
| 23. ... c7-c6 | 24. Td5-d2 | d6-d5 |
| 25. De4-f3 | ... | ... |
| In Betracht kam 15-f6! | 25. ... | Lc5-e7 |
| 26. Td2-e2 | Le7-f6 | 27. Df3-h5 |
| Besser g2-g4 nebst enent. Dg3 | 27. ... | h7-h6 |
| 28. g2-g4 | Kg8-h7 | 29. Ke1-b1 |
| h2-h4? ist wegen g7-g6 unzulässig. | 29. ... | Ta8-d8 |
| 30. Te1-d1 | o6-c5 | 31. Dh5-h8 |
| 32. Te2-d2 | Dd7-a4 | 33. Kb1-a1 |
| 34. Dh3-g2 | De4-a4 | 35. Ka1-b1 |
| Auf Txd5? folgt Dxd1! | 35. ... | b5-b4 |

Um die Lintien nicht zu öffnen, kam in Betracht: 36. c4! z. B.: 36. ... de; 37. Txd1, D3; 38. a3, c3; 39. bc, Lxc3 (Dxa3; Td3); 40. Tfd3, Lf6; 41. Dd5, drohend Dxf7 und Dxb8. 36. ... Da4xb4 37. a2-a3? ... Gefährdet die Partie. Bist besser war h2-h4!

- | | |
|--------------------------------|--|
| 37. ... | Db4-a4 |
| 38. Td2xd5? | ... |
| Der entscheidende Fehler. Weiß | 38. Tc2 war noch Widerstand zu leisten (z. B. 38. ... Db3; 39. Dg3, Db5; 40. h4, Tb8; 41. Dg2 zc.) |
| 38. ... | Td8-b8 |
| 39. Td1-d2 | c5-c4 |
| 40. Dg2-g3 | Tb8-b3 |
| 41. Dg3-d6 | c4-c3 |
| 42. Td2-e2 | c3xb2 |
| 43. Td5-d3 | Da4-e4! |
| 44. Td3-d1 | Tb3-c3 |

Aufgegeben.